Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 115 (1949)

Heft: 4

Artikel: Im Kessel

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-21707

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

müssen. Er sagt das letzte Wort zu dem, was Menschen tun, aber dieses letzte Wort muß nicht immer ein Ja sein. Und wenn er sich uns in dieser Stunde versagt, haben wir mit unserem Willen und Werk nicht vor ihm bestanden». – So sprach der Pfarrer, und ich bewunderte ihn ob seines Glaubens. Noch lange dachte ich darüber nach, was er gesagt hatte. Ohne Sinn geschieht nun einmal nichts in dieser Welt.

Als das Flugfeld im Dämmern lag, verließen wir den Bunker. Unweit blitzte das Mündungsfeuer russischer Panzerkanonen auf. Die Einschläge lagen um uns herum. Über uns wallte eisiger Dunst. Wir standen in der Nähe der ausgepflockten Start- und Landebahn. Plötzlich hörten wir Motorengebrumm, näher kommend und sich wieder entfernend. Das Flugzeug kreiste über dem Platz. Aus der niedrigen Dunstwand waren für Sekundenbruchteile die Umrisse einer Ju 52 zu erkennen, die schließlich zur Landung anschwebte und dann dicht vor uns ausrollte. Der Flugzeugführer kam heraus, die Motoren liefen angesichts der großen Kälte im Leerlauf weiter. Irgendwelche Leute, darunter auch Blüher, mühten sich geschäftig um die Entladung; es waren Lebensmittel, drei Fässer Treibstoff und einige 15-cm-Granaten. Dann kamen sie an, die Verwundeten und Kranken aus Stalingrad und Gumrak. Es waren Hunderte, und in ihren Augen stand die Gier nach dem Leben, das Verlangen nach Freiheit, die hier gleichbedeutend mit einem winzigen Stück Platz in der etwa 16 bis 20 Mann fassenden Kabine waren. Die Menschenwoge kam näher und brandete um das Flugzeug. Jeder wollte mit. So suchte ich die Schwerstverwundeten aus, die den Ausweis des Armeearztes vorweisen konnten. Blüher hatte ich vorher einen Wink gegeben, im Laderaum zu bleiben. Die Kabinentür schloß sich. Die Motoren heulten auf. In immer länger werdenden Abständen sprang die Maschine über die Schneewüste, dann schwebte sie. Das Herz wurde ganz leicht... Unter uns blitzte das Mündungsfeuer russischer Panzerkanonen auf. Die Einschläge sahen wir unter uns, hinter uns. Schwelende Brände verloren sich im Dunkel der Nacht. Bald waren wir in 1800 m Höhe. Wir flogen in die Freiheit, wir flogen nach Westen...

Im Kessel

Das nachstehend veröffentlichte Tagebuch wurde verfaßt von einem Nachrichtenoffizier einer Heereseinheit der 6. deutschen Armee während der Kämpfe im Kessel von Stalingrad. Es vermittelt vor allem einen nachhaltigen Eindruck von den psychischen Belastungen der Führung und der Truppe während der Kesselschlacht. Red.

23.1.1944. Bin wieder ganz im Dienst und in Rußland, das ich jetzt über zwei Jahre kenne. Gestern vom Urlaub zurückgemeldet. Heute wie

selbstverständlich aufgegangen in der Welt und dem Gesetz der Front. Die Heimat liegt weit fort. Ich spüre noch leise ihre stille Melodie.

Alle vertrauten Gesichter habe ich wiedergefunden. Nur die Umgebung ist neu. Der Stab wechselte kürzlich von einem südlicheren Kampfplatz in den Raum westlich Tscherkassy. Trotzdem bietet die von Tauwetter und Frost abwechselnd geplagte Landschaft kaum ein anderes Bild als bisher.

Der Frontverlauf hat kleine Risse und Sprünge. Der rechte Flügel unseres Korps-Abschnittes lehnt sich an ein schmales Flüßchen mit trübem Wasser und an lange Höhenzüge. Die Mitte windet sich durch dickes, undurchsichtiges Sumpf- und Waldgelände und nur am linken Flügel hat unser «Dnjepr-Balkon» eine freie Aussicht auf den breiten Strom. Die Stellungen sind gut ausgebaut. Der Feind wird scharf beobachtet und kontrolliert.

Wir wissen, daß sich zwischen uns und unserm rechten Nachbarn schwere Gewitterwolken zusammenbrauen. Der Blick hinter die rote Front zeigt stärkste Panzer- und Infanterie-Massierungen.

Die Front ist sonst ruhig. Geringe Stoßtrupptätigkeit. Wir müssen warten.

26.1.1944. Der erwartete *Großangriff* ist vorgestern am Süd-Flügel losgebrochen. Zunächst ging der Russe mit vier Divisionen und 50 Panzern dazwischen vor. Heute haben wir sieben Divisionen und drei Panzerkorps erkannt.

Diesem ungeheuren Feinddruck konnte die dünne Linie nicht standhalten. Erst sickerte das feindliche Wasser wie durch unvermörtelte Fugen ein, dann riß die Flut die Mauern um. Jetzt stehen noch überall Steininseln, die sich langsam zusammenfinden. Wir bauen wieder eine neue Linie auf. Über 40 Panzer sind abgeschossen. Die Lücke ganz rechts hoffen wir durch den Stoß einer Panzer-Div. von Süden her zu schließen.

Nach unserem Nacken packt der Russe auch. In die westliche Seite des großen Stellungsbogens soll er einen tiefen Einbruch erzielt haben.

28.1.1944 Als es dunkel wird, brechen wir zum Gefechtsstandwechsel auf. Mit dem handelsüblichen Personenwagen komme ich auf den aufgeweichten Wegen gerade noch weiter. Die Scheinwerfer müssen ständig aufgeblendet werden. Vom Himmel fallen nasse Schneeflocken.

Dem *Russen* ist der *Durchbruch voll gelungen*. Rechts und links hat er offensiv abgeschirmt und die Masse seiner Kräfte in einem schmalen Pfeil genau auf der Naht zum rechten Nachbar vorgedrückt. Jetzt rollen seine Panzerspitzen über Schpola in Swenigorodka ein. Die Infanterie klettert an den Waldrändern in westlicher Richtung nach. Das gleiche geschieht im Rücken der Front. Medwin ist vom Gegner genommen und seine Panzer haben von Nordwesten her Swenigorodka erreicht.

Damit liegt eine dünne rote Schlinge um den Hals des nach Norden gereckten Stellungskopfes. Der Russe wird versuchen, die Schlinge schnell zuzuziehen. Wir sind *eingekesselt*.

Morgens früh gingen die Meldungen noch über den Draht zur Armee. Wenige Stunden später ist dieser Nerv zerschnitten.

Im Süden kämpfen wir hart und haben bei manchen Gegenangriffen Erfolg. Trotz allem müssen wir uns ein Stück absetzen. Die aus der Nordfront herausgezogenen eigenen Kräfte können nicht schnell genug heran.

Das große Zimmer im neuen Quartier macht frösteln. Ich gehe wie ein gefangenes Tier unruhig hin und her und möchte mich irgendwie aussprechen mit jemandem, den man gern hat. Das öftere Schrillen des Fernsprechers verstärkt noch die Atmosphäre der Spannung und der bis zum Rande gefüllte Aschenbecher auf dem Tisch ruft die Vorstellung von zermürbendem Warten und nagenden Sorgen hervor.

30.1.1944. Der Pionierhauptmann, Ritterkreuzträger, drückt bei unserer Morgendiskussion die Faust fest auf die Karte. Wir müssen jetzt unbedingt durch. Bei diesen Worten brechen alle verborgenen Untertöne der letzten Tage hervor. Der Russe sei noch schwach in unserem Rücken, die Freunde nicht weit und Pferde wie Gerät in gutem Zustand. Das Leben sei nun einmal eine Schlacht und ein Marsch unter einem rechten Feldherrn. Wir müssen endlich auf *einen* Punkt hinschlagen und marschieren und nicht in gläsernen Kugeln laufen. Der Hauptmann ist voll wütender Unruhe.

Da ich dem Hauptmann nichts zu entgegnen weiß, schweige ich. Ein echter Vertreter des «beherrschten» Jahrhunderts.

Endlich erfahre ich bei dem Ia, daß wir in der nächsten Stunde abbauen. Wie eine Erlösung wirkt der bekanntgegebene neue Ort. Die Stabsflagge soll in Makejewka stehen. Das heißt von hier aus 20 km nach Südost und damit unmittelbar hinter den südlichsten Punkt unserer vorderen Linie. Ich meine, das ist eine mächtige Sprache für die Ziele der nächsten Zeit. Leider kann ich nicht selbst dem Pionierhauptmann diese Freudenbotschaft bringen und ihm das Bild ausmalen, wie wir hinter den Hecken des neuen Ortes hervorstoßen, den Feind anrennen und ihm den Wald und die Straße nach Süden zur Freiheit abringen. Ich treffe ihn später im Volksschwimmwagen. Die ersten Dreckspritzer stehen schon auf seinem rechten Ärmel und an der Feldmütze. Er lacht fröhlich und hat die Marschroute zum neuen Gefechtsstand auf einem Kartenfetzen eingetragen.

Unser vorgeschautes Kampf- und Ausbruchsbild erhält jedoch gleich in den Mittagsstunden einen gewaltigen Riß. Wir haben uns zu drei Of-

fizieren in den kleinen Volkswagen gequetscht und gesagt: Wir fahren zur Front. Deshalb brechen wir aus. Wir schaffen es. Der Entschluß zum Handeln ist da.

Nach zwei Stunden Fahrt kommt ein elend langes Dorf, das in einen zugefrorenen See fällt, dann eine große Brücke und der Kübel vom Chef des Stabes. Der Chef ist im Tarnanzug. Das sägende Auf und Ab des Motors noch im Ohr muß ich auf seinen Befehl alles abstoppen und von bestimmten Abteilungen nichts weiter nach vorne lassen. Unterkunft wird bezogen. Strippen sind zu ziehen. Alles andere abwarten. Der General ist zur Zeit noch in dem geplanten Ort, 8 km Südost von hier.

Urplötzlich ist unser Reichtum fort. Es bleibt eine tief geschlagene Wunde, deren Schmerzen aber noch nicht voll zu spüren sind. Ich ziehe den Übermantel aus und tue das Befohlene. Ich denke dabei nach, ob der Russe oder Weisungen höheren Orts eingegriffen haben. –

Meine «verkehrspolizeilichen» Pflichten zwingen auf der Hauptkreuzung im Dorf zu verweilen. Diese Kreuzung liegt am Nordwestrand und bildet einen großen Platz. Ich brauche mit meinen Armen keine Freiübungen zu machen, denn die Einzelanweisungen gibt der Feldgendarm, der sich redlich mit den Kraftfahrzeugen abmüht, die «zu scheußlichen Klumpen geballt» nicht immer in Fliegerdeckung fahren wollen. Mich umschwirrt dafür ein Konzert eindringlichster Fragen.

Wer sich heranwagt, oder auf Grund seines Dienstgrades heranwagen kann, hält mir Fragen entgegen, die ich nicht ausschlagen darf. Weshalb der schnelle Aufbruch? Wo ist der General? Russische Kavallerie sei, – kaum hätten wir die Häuser des letzten Gefechtsstandes verlassen, – herangaloppiert. Wo steckt sie jetzt? Was hat der Wehrmachtbericht gebracht? Wie weit sind unsere Entsetzungspanzer gekommen? In immer genauere Fragen werde ich verstrickt, je mehr ich antworte. Langsam versuche ich, mich in die Mauselöcher der Verantwortungslosigkeit zurückzuziehen und eine Bresche in den Fragenwald zu schlagen, der mich umgibt.

Alle Nachrichtenverbindungen sind abgerissen. Das feine Adergewebe aus Metall ist irgendwo zerklopft. Nachdem mein Auftrag im wesentlichen erfüllt ist, will ich noch nach vorn.

Zwischendurch sorgt der Quartiermeister für den Abtransport seiner mitgebrachten Verwundeten. Ich kenne schon den Hauptverbandsplatz und kann Auskunft geben. Er ist ganz in der Nähe. Ein großes Steinhaus, die ehemalige Schule. Die Verletzten liegen dort in Reih und Glied auf wenig Stroh und stöhnen. Ein paar Leichtverwundete fegen und wirbeln Dreck hoch. Ein älterer Mann mit Lungenschuß tut mir leid. Der rotgestreifte weiße Zettel flattert im Wind am zweiten Feldblusenknopf. Die Augen sind

trübe und blicken an mir vorbei, als ich ein gutes Wort auf den Weg geben will. Nichts ist von wilder Flamme in ihnen. Ein paar blutige Schaumbläschen stehen auf seinen Lippen. Er geht aber tapfer weiter. Der Mann hat viel Kraft. –

Es kommt die Dunkelheit, mit Sternen am Himmel und mit einem schmalen Mond am Himmel. Und wunderschön thront droben der Orion. Aber was geht ihn das alles an? – Ihm ist es doch gleichgültig, ob ich heute schon etwas gegessen habe und von einem Glase Tee träume. Oder ob wir jetzt zum zehntenmal mit dem Wagen in der Kolonne festhängen, die den ganzen Weg verstopft.

Da ist also wieder die russische Landstraße, oder Feldweg, oder getretener Pfad, wie man will. Irgendwie etwas längliches und Richtunggebendes unter dem schönen Orion. Man ist allmählich stumpf geworden von der Straßenqual der drei Kriegsjahre, die uns immer wieder auf diese übertrockneten oder überwässerten Quergänge der Landschaft angewiesen hat. Ich schimpfe weiter auf sie nicht mehr. Der Wagen arbeitet sich mühselig auf dem Acker nebenbei weiter. Ich rutsche zwischen den unbeweglich stehenden Kolonnen zu Fuß. Der Wind beugt mich nach vorn. Ein heftiger Stoß jagt plötzlich heran. Seine schamlosen Finger lüften die dunkle Decke eines Panjefahrzeuges. Darunter liegen tote Kameraden.

Rußland! Tod in den Sonnenblumen, Tod im Sumpf, in Wald und Gräben und in der kalten östlichen Unendlichkeit. – Geht man hier mit verbundenen Augen in ein Niemandsland der Vergessenheit ein? –

Ich habe mich noch nicht so ganz unter der Kontrolle, als wir in das Dorf, unser Ziel, einfahren. Kurz bevor ich in die flache Hütte trete, geht eine Leuchtrakete in der Nähe hoch und ein Mg. bellt trocken auf. Die Helligkeit reißt einen Posten aus dem Dunkeln, der schon lange dort gestanden haben muß. Das wirkt genau so beruhigend wie die Meldung nach einem feindlichen Einbruch, daß Gegenmaßnahmen eingeleitet worden sind. Oder wie am Ortseingang die Lafette des 17 cm-Geschützes. Gut, daß man nicht weiß: das Geschütz hat keine Munition mehr und die Gegenmaßnahmen bestehen in dem Heranführen einer Reservegruppe von 12 Mann.

In der Stube ist dicker, graubrauner Dunst. Die Gestalten dreier Generale beugen sich gerade von der Karte empor. Ich bekomme die Lösung und das Ergebnis der Besprechungen nicht mehr mit. Der Aufbruch ist eilig. – Diese Aspekte trügen nicht.

1.2.1944. Das kleeblattförmige Dorf Matussoff bringt uns kein Glück. Wir müssen es schnell räumen. Die Sicherungslinie davor ist mehrfach eingedrückt und die Truppe läßt sich da vorn nicht leicht halten.

Feindflieger machen über dem Ort ein tolles Karussell. Außerdem funkt Artillerie herein. Die Trosse sind in Knäuel zusammengeballt. Energische Männer knüpfen sie aber geschickt auseinander und lassen sie abfließen.

An der Nordfront steht alles ruhig mit Gewehr bei Fuß; nur hier an der SO-Ecke des Kessels ist der Teufel los. Acht Feinddivisionen kleben zäh vor diesem kaum 20 km breiten Frontabschnitt, der noch nicht einmal ein Siebentel des Kesselumfangs bildet. In Nossatschew sind eben 15 Feindpanzer hineingefahren. Der seit einer Woche ununterbrochen tobende Kampf macht unseren Männern schwer zu schaffen. Sie sind müde und schwunglos, die Gegenstöße daher ohne Ergebnis. Es gilt, den toten Punkt zu überwinden. Es fehlen Ruhe und Sonne.

Matussoff steckt voll von Menschen und Material. Darum ein dauernder Anziehungspunkt für die Schlachtflugzeuge der Sowjets. Ein Luftangriff jagt den anderen. Bordkanonen blitzen auf, Bomben zerplatzen zwischen den Hütten. Der Chef des Stabes bekommt ein Bordkanonengeschoß durch die Hauswand, durch seine Karte in den Schreibtisch. Das Geschoß ist so groß wie ein Daumen. Wäre er sitzen geblieben, ihn hätte es tödlich getroffen. Der Posten vor dem Generalquartier steht unbeweglich und wirft sich nicht einmal auf den Boden. Troßleute schreien auf, laufen. Der Posten steht.

Wir beeilen uns, mit dem Volkswagen aus dem Trubel herauszukommen. Schon kurz hinter dem Dorf legen 12 Schlächter los. Auf der Rollbahn spritzt alles auseinander. Wir werfen uns aus dem Wagen in den Schnee. Auf- und Abheulen der Motoren, Bombeneinschläge, Zischen von Geschossen, weg – weiter.

Das nächste Dorf ist auffallend leer. Von der Wegegabel aus erfolgen schon Einweisungen in das Gelände. Nach rechts läuft ein projektierter Eisenbahndamm. Daran geht es entlang.

Eine tolle Fliegerei heute. Wo bleiben nur unsere Jäger? Eine San.-Kp. steht mit sämtlichen Fahrzeugen in einem Hohlweg festgekeilt. Das kann übel werden. Die Sowjets sehen es nicht und drehen ab.

Wir kommen in das eigene Trommelfeuer der Eisenbahnsprengungen hinein. Der Bahndamm zeigt riesige Krater. Teilweise ist dadurch aber der dicht vorbeilaufende Weg verschüttet. Die Umgehungen hören für die normalen Motorfahrzeuge auf dem grundlosen Acker schnell auf. Der Volkswagen ist dagegen herrlich. Überall klettert er vorbei und durch.

Endlich haben wir die kopfsteingepflasterte, schnurgerade auf Gorodischtsche laufende Straße unter uns. Ich muß zu einer Division, wo eine wichtige Beutekarte gefunden ist. Unterwegs brummt wieder eine stattliche Anzahl Feindbomber querab und diesmal hoch vorbei. Sie laden über

unserem einzigen Flugplatz bei Korssun ab. Es dauert eine Weile, bis die Detonationswellen wie eine rollende Brandung das Ohr treffen. Dann kehren die Bomber wieder über uns zurück. Unter ihnen drücken sich mehrere Versorgungs-Jus am Boden entlang, geschickt alle Hügel und Täler ausfliegend.

Der Div.-Gefechtsstand ist ein vornehmer Gefechtsstand: große Steinhäuser, elektrisches Licht, geräumige Zimmer mit langen Kartentischen, Bilder an den Wänden und vor der Tür weiße Namenschilder, so daß man weiß, wer drinnen sitzt.

Wir fahren wieder nach Süden aus dem Ort heraus. Der Bahnhof brennt. Ein riesiger Brand mit knisternden, sprühenden Funken zum Himmel. Später treffe ich eine «Stabsattrappe», die die Luft zischend zwischen den Zähnen einzieht. Ihr geistiger Lendenschurz ist sehr einfach hochzuheben und dann steht die stolze Erscheinung als reine Schlacke und ohne Kristallkern da. Führen darf nur ein Mann, der von sich mehr verlangt als von den anderen.

Vorn sind Gefangene gemacht und vernommen worden; darunter ein Offizier. Bei der allgemeinen Unterhaltung gab er entschlossen und mit Überzeugung an, daß es der Sowjetführung weiter gelingen wird, die Opferbereitschaft ihres Volkes durch die Kampfparole des nationalen Verteidigungskrieges, durch die Aussöhnung mit der orthodoxen Kirche und durch die Unterdrückung internationaler Tendenzen wesentlich zu steigern. Vom Kessel sei ihnen gesagt worden, daß er 10 Divisionen enthalte und übergabereif sei.

4.2.1944. In der Nacht sind kleinere Frontrisse geflickt. Am Tage laufen neue starke Angriffe der Sowjets von Süden nach Norden. Ein Einbruch bei Werbowka läßt sich notdürftig abriegeln. Der Russe bemüht sich dort, die zerstörte Brücke herzustellen und bricht mit Panzern vor. Gleichzeitig werden Vorstöße im Südosten gemeldet. Auch von Nordwesten beginnt der Gegner vorzufühlen. Die Unglücksbotschaften häufen sich. Es ist heute ein schwarzer Tag.

Das im Westen vorgestaffelte Bollwerk Olschana müssen wir aus Kräftemangel aufgeben. Unter starken Verlusten schlägt sich mühsam das tapfere Bat. zurück. Überall ist zunehmendes feindliches Artilleriefeuer, besonders mit schweren Kalibern zu spüren. Der Russe hatte seine stärkeren Rohre auf den schlechten Wegen nicht vorzuziehen vermocht. Jetzt bringt er sie langsam heran.

Ich bin irgendwo draußen mit ein paar handfesten Kameraden zusammen. Es wird kritisiert, getadelt, und in Landknechtsart geschimpft.

Es wäre falsch, sich auf dieses Sicherheitsventil zu setzen. Die grobe Offenheit zerschlägt gerade jeden Verdacht. Weshalb ist der Kessel im Wehrmachtbericht unerwähnt geblieben? Wir wissen dabei genau, daß dies nicht geht. Weshalb haut man uns nicht heraus? Wir wissen genau, daß eine über Erwarten starke Truppe uns helfen kommt. – Dies ist alles keine Auflehnung, sondern Energie, die als Frucht von einem vollen Baume fällt. Gefährlich sind nur die paar Andersdenkenden, die schwer zu erkennen und zu fassen sind, weil sie auch jetzt ihre Soldatenpflichten erfüllen, wie ihnen das Pflichttun zur zweiten Natur geworden ist.

Ich muß die Unbekümmerten in diesem unsichtbar aufgezäumten Joch der Einschließung beneiden, die einem guten breiten Strome ohne Überlegung folgen oder auch wie im Vogelzug getrieben werden. Aus der Erkenntnis dienen ist viel schwerer. Doch gibt das harte Leben und das Leid sehen und verstehen, mehr Fülle und Erfüllung. Und wenn man den Auftrag aus der Seele nimmt, dann wird man wie ein Pferd, das nur die Peitsche über Hürden und Hindernisse zwingt.

Heute war ein Tag wo der Haß mit sich rang und wo gegenseitig an die Kehlen gesprungen wurde. Jeder Tag wird jetzt unerbittlicher. –

6.2.1944. Sonntag. Das muß erst der Kalender sagen. Im Kriege sind alle Tage gleich. Nur die Erinnerung teilt sie nachträglich ein in Tage mit und ohne Gesicht.

Die Tage mit Gesicht gleichen Damaszener-Klingen, leuchtend, gleißend und biegsam im Grollen der Schlacht, manchmal mit schwarzem Tuch am Degenknauf, wenn vielleicht ein treuer Kamerad verschied. Die anderen Tage macht die Zeit schnell zu verlassenen Kindern. In ihnen stehen keine geschliffenen Spiegel. Sie vertropfen in das Dunkel, weil sie eben kein Gesicht haben, das auch nach Jahren spricht. Sie sind zu mittelmäßig.

Der Sonntag hat insofern etwas Prägnantes für mich, als er immer um 8 Uhr im Rundfunk Orgelmusik bringt: Palestrina, Reger, Bach. Wenn irgendwie möglich, hole ich mir diese halbe Stunde des Vergessens. Sie ist mir in ihrem Inhalt eine Art Maxime geworden, ein Feldherrnzeichen für die Kampfwerte. Andere haben andere Maximen, mir aber bedeuten diese Orgeltöne Herdfeuer.

Meine Zimmergenossen wollen eine andere Welle auf der Skala. Leichte Musik, Rhythmus, froh beschwingt, blitzsaubere Töne von Klavier und Saxophon. Ich habe mich gestern über die verschiedenen geistigen Bedürfnisse unterhalten, als wir müde und hungrig die schlammige Dorfstraße entlangstolperten und uns alles egal war. Als wir uns als Marionetten fühlten, an feinen Drähten gezogen.

Der Hauptmann fand plötzlich ein humorvolles Wort von der geistigen Selbstbetreuung in solchen toten Stunden. Das war der Anlaß zu der Frage nach der geistigen Regeneration im Kriege. Jede verbrauchte Energie muß ersetzt werden, wenn unsere innere Maschine in Gang bleiben soll.

Da können die Männer nicht genug neue Bilder und neue Eindrücke vor Augen bekommen, weil die alten langweilen; oder man glaubt in ausgefahrenen Geleisen zu stampfen. Die Zeit verrinnt bei dieser «Zerstreuung». Für die «Sammlung» genügt ein kleines, feines Wortgemälde oder ein tiefes Wort unserer großen Geister, – und es strömt wieder neu herein. Das sind die verschiedenen geistigen Bedürfnisse «Sammlung» und «Zerstreuung». Und auch, daß «Sammlung» weniger Zeit braucht.

Petropawlowka ist ein magnetisches Kraftfeld sondergleichen. Überall an der Front wird der Russe abgewehrt. Hier an der SW-Ecke des noch nicht ganz geschlossenen Kessels sieht er unsere Schwäche. Er bohrt sich langsam hinein. Rings um den großen Kreis kann er ja das Wo seiner konzentrierten Angriffe bestimmen.

Eine Division ist neulich unten herausgelöst und in diese Gegend geschoben worden. Aber die Division ist keine Division und ihre Regimenter sind keine Regimenter mehr. Dies sind nun Bezeichnungen für theoretische Gebilde. Der Kommandeur muß sich bald wie ein König ohne Volk vorkommen. Doch die unerbittliche Not verlangt von ihm viel.

Der Russe sickert laufend bei Nacht und Nebel von Süden nach Norden ein. Erst kleine Teile, dann mehr. Es wächst langsam an. Die feindliche Artillerie schießt sich ein; später kommen ihre krachenden Feuerüberfälle, Salvengeschütze trommeln dumpf dazwischen. Panzer sind in den Mulden hinten unsichtbar aufgefahren. Zunächst hört man nur das Brummen ihrer Motoren.

Wenn der Russe Petropawlowka hat, kann er leicht nach Osten vorstoßen. Uns geht dann wieder ein Stück Land verloren. Auf das «Großhalten des Kessels» kommt es jetzt aber an. Außerdem wird leicht ein großer Teil der Truppe im Süden abgeschnitten. Bei diesen Sumpfwegen kommt sie zum mindesten nicht mit dem Großgerät heraus.

Petropawlowka ist für beide Parteien wichtig. Daher liegt hier den ganzen Tag über der Kampfschwerpunkt. Die übrige Front interessiert gar nicht. Sie hat Ruhe. Ihre kleinen Geplänkel zählen nicht. Die russische Kampfführung zeigt sich zu unserer Beruhigung unbeweglich, wie damals bei Charkow, wo sie unbarmherzig Panzer auf Panzer dorthin warf, wo unsere Abwehrfront alles fressen konnte. Rechts und links hatten wir die Linien hauchdünn gemacht und große Angst, daß die Roten plötzlich ihren

Plan ändern würden. Nur der General war ruhig. Das Gleiche jetzt; die Russen wollen ihr Kampfziel.

Petropawlowka schmiegt sich in eine geräumige Mulde, ist weitverzweigt und über 6 km lang. Dazwischen ein Bachbett mit schmutzigem Wasser in bester Brüderlichkeit zum Schlamm. In der Mitte des Dorfes eine Wegegabel, von der eine große Straße mitten in den Kessel führt. Petropawlowka ist keine triumphale Eingangspforte für den weiteren Kampf, eher ein Golgatha.

Viele Verwundete fallen an. Sie kommen zum Hauptverbandsplatz. Die meisten Köpfe haben Holzschnittcharakter. Bartstoppeln, grau, mit hektisch hervortretenden Backenknochen, um die Augen tiefste Falten, mit Lehm und Schmutz verkleistert, mit Blut überkrustet. Manche haben auch Raubvogelköpfe. Die sind noch mitten dabei im Kampf. Manche liegen gezeichnet mit unsichtbarem Kreuz auf der Stirn. Die schicken sich an, in eine friedliche Welt zu gehen. Bei einigen hat ein silbriger Metallsplitter das Leben langsam herausgeschnitten; bei einem hat es rasch die Kugel in den Hinterkopf getan. Ein feines Rinnsal von Blut und Schweiß hat sich nach unten verästelt. Filigranarbeit des Todes.

Alle sind sie jetzt Schweiger, die Lebenden wie die Toten. Die Lebenden wollen nicht ausgeforscht werden, außer wenn es sein muß.

Die Russen haben vor dem Südrand des Dorfes mehrere Geschütze überrannt, die sich bis zum letzten wehrten. Die schlechte Sicht behinderte das Schießen. Dann sitzt die feindliche Kampfgruppe in den südlichsten Häusern. 10 rote Pioniere und ihr Leutnant sind mit vorgeworfen, um eine Panzerbrücke zu bauen. Sie werden aufgerieben. Im Waldstück NO vom Ort beißt sich der Gegner fest. Ein Weiterschleichen gelingt ihm nicht. Er wird eingeschlossen.

Vorne überbrückt das aufgerissene Loch schnell ein Rgt. Das sind an 90 Mann; herausgezogen aus der Südfront und auf Lastwagen herangeführt. Allerdings nur nach dem Plan. In Wahrheit steht dazwischen der Schlamm und nochmals Schlamm. Sie sind restlos erschöpft und torkeln über den glitschigen Acker. 90 legendäre Gestalten aus den letzten blutigen Wochen. Sie finden nach rechts Anschluß, wo Kampfgenossen wie sie übermüdet und schmutzverklebt in den Schützenlöchern liegen und schlafen. Man kann sie umsonst rütteln. Erst wenn es kräftig schießt, wachen sie auf und wehren sich. Ihre stählerne Antwort ist sehr automatisch.

Der Russe tobt und wettert. Er ärgert sich über sein geringes Vorwärtskommen. Er will als schönstes Siegesdenkmal eine Pyramide feindlicher Toter sehen. Und er will seine Napoleonstraße. Im Schlachtfelddunst stürmen die Roten. Oft betrunken und mit ekstatischen Bewegungen. Für ihre

Bereitstellungen haben wir keine Flieger, die das Geschwür aufschneiden könnten, denn die Artillerie hat zu wenig Munition. Ein paar Panzer und Sturmgeschütze werden aus anderen Fronten herausgekratzt und zur Entlastung hergeschickt. 10 Feindpanzer greifen an. Einer wird abgeschossen. Der Rest verschwindet.

Ein weiteres Rgt., – wieder nur Abglanz einstiger Stärke, – marschiert auf besserer Straße parallel der Front zur Verstärkung heran, der Kommandant zur Einweisung voraus. Wenn man diese Handvoll Männer an den zurückflutenden Fahrzeugen entlangrücken sieht, fällt es einen hart an. Nichts von Hingerissensein aus Freude am Kampf; nur stille Glut. Sie gehorchen dem Auftrag; sie sehnen sich nach Feldküche und Ruhe.

Der Krieg gärt um Petropawlowka weiter. Die im Waldstück eingeschlossenen Feindteile werden jetzt von Artilleristen mit Maschinenpistolen und Gewehr und von den Resten aufgelöster Spezialabteilungen, die sich unter dem Artilleriekommandanten heldenhaft geschlagen haben, angesprungen. Die Meldung geht ein, daß der Gegenangriff gut voranschreitet. Später wird das Ziel erreicht und ein Haufen verrenkter Menschenleiber überlaufen. –

Am Abend hat sich das Bild gewandelt. Der Russe gewinnt von der Westseite her langsam Boden und geht auf die Dorfmitte vor. Es läßt sich bei den geringen Kräften keine Festung mehr bauen. Noch werden die Angriffe abgewehrt, aber langsam erkennt man den Verfall. Wir können uns viel Blut nicht leisten. Wir müssen diesen Mahlstrom bald umgehen.

((Fortsetzung folgt)

Die strategische Bombardierung

Während des zweiten Weltkrieges entwickelte sich die strategische Bombardierung zu einem kriegsentscheidenden Kampfmittel. Es ist anzunehmen, daß im Zukunftskrieg die Großmächte von diesem Mittel der Kriegführung noch nachhaltigeren Gebrauch machen werden. Um die Zukunftsmöglichkeiten beurteilen zu können, ist die Kenntnis der Erfahrungen des vergangenen Krieges wichtig.

Im Septemberheft 1948 der «Forces Aériennes Françaises» widmet Oberst de *Tarlé* den Wirkungen der strategischen Bombardierungen eine umfassende Untersuchung. Er kommt dabei zum Ergebnis, daß man heute weit davon entfernt sei, trotz der Kriegserfahrungen bezüglich der Einsatzdoktrin eine eindeutige Lösung zu haben. Die Beurteilung der Ergebnisse führte Tarlé zum Schluß, daß die Objekte offenbar nicht immer